

Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 4. März 1897.

Erweiterter Bureau Berlin S.W. Poststrasse 3

Anzeige - Gebühren
Für die fünfspaltige Zeit- und...

Bezugs - Preis
Für die fünfspaltige Zeit- und...

Die Wirren im Orient.

Durch die endlich stattgehabte Ueberreichung der griechischen Kollektivnote in Konstantinopel...

Einverständigungen firmen überein, daß sie entschlossen sei, eine Politik der Bewaffnung einzuschlagen.

Paris, 3. März. Der Wortlaut der nach Athen gerichteten Note wird hier für Griechenland günstig gefunden.

In den türkischen Regierungskreisen scheint die in Konstantinopel abgegebene Note der Mächte, worin eines Anderes die fünftägige Autonomie Aretas proklamiert wird, stark verknüpft zu haben.

Konstantinopel, 3. März. Einigen der frühesten Genesigten, auf die Autonomie einzugehen, heißt es jetzt, daß man sich für die Autonomie einlassen werde, wodurch sich die endgültige Lösung beschleunigen ließe.

Konstantinopel, 3. März. Die Vertreter der Pforte im Auslande haben heute, die Vertreter der europäischen Mächte auf das bedauerliche Zerbrechen Griechenlands...

Belgrad, 3. März. Die Pforte ließ der serbischen Regierung mitteilen, daß Truppenkontingente in Mit-Serbien nicht stationieren, sondern nur Truppenüberziehungen zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern.

Paris, 3. März. Die Gerüchte von der Bewaffnung und Mobilisierung des montenegrinischen Heeres werden auf das Bestimmteste für unbegründet erklärt.

Auf Areta ist die Lage trotz der Anwesenheit der fremden Gesandten und der „Passifations“-Verhandlungen des griechischen Truppenkorps nicht weniger als beruhigt.

Konstantinopel, 3. März. Die meutenden Gendarmen tödteten ihren Obersten Suleiman Bey. Nachrichten der fremden Schiffe seuten auf die Meuterei auf Befehl des Kommandanten Obersten Amoretti.

Konstantinopel, 3. März. Der Kaisererzherzog wurde gefesselt an Bord eines englischen Kriegsschiffes gebracht. Außer mehreren Türken wurde im Kampf ein italienischer Matrose verwundet.

Deutsches Reich.

* Das Kaiserpaar machte auch gestern den gewöhnlichen gemeinschaftlichen Tiergartenparadezug.

* Ueber den Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck jürlischen Hofarztes erregende Gerüchte. Die „Post“ kann dem gegenüber mitteilen, daß das Befinden des Fürsten zu erheitern Bedenken keinen Anlaß giebt.

* Das Sanierungsorgan des Fürsten Bismarck tritt aus Anlaß der letzten Kaiserfeier abermals für den Entlass eines Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie ein.

Professoren thun. Die Sozialdemokratie acceptire es zwar beileben, viele Herrcn „einen berechneten Kern“ ihrer Bewegung anerkennen und demüthig sind, dieselben unter Aufschwung von christlicher Nächstenliebe oder theoretischem Darwinismus zu einem Organismus zu entwickeln...

Nicht viel anders verhalte es sich mit dem Mittel der Sozialreform, welche nur den Zweck habe, die Härten zu mildern, welche den Arbeiter bei Erwerbsunfähigkeit aus gleichviel welchen Ursachen bedrohen.

Nachdem weiter ausgeführt worden, daß die Sozialdemokratie nichts so sehr fürchte wie den Erfolg eines neuen Sozialengesetzes, heißt es, wie schon gefahren telegraphisch ausgenutzt mitgeteilt, zum Schluß:

Der Kaiser wird sich der Einseitigkeit verheißeln, daß, wenn mit der Bekämpfung des Unluzes Ernst gemacht werden soll, auf ein Sozialgesetz nicht länger Verzicht gefeiert werden darf.

* Die Vetheiligung einiger Universitätslehrer an sozialpolitischen Vorkängen hat in der letzten Zeit zu wiederholten Malen ein scharfes Vorgehen seit der Unterrichtsverwaltung zur Folge gehabt.

* Der Minister des Innern hat die Absicht, solchen Betheiligten, welche ihre Mitgliedschaft zum Deutschen Arbeiterbunde aufgeben, die Genehmigung der Fahnenführung zu erteilen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Das Geheimniß von St. Wingate.

23) Roman von Ludwig Freiherr von Poſſl.

Wilford hatte dieſe Nachricht wie ein Blitz aus klarem Horizonte getroffen. Als Meiſter in der Verſtellungskunſt wußte er auch jezt ſeine wahren Gefühle vor ſeiner Gattin zu verbergen.

Mit gut geſpielter Heiterkeit erwiderte er lachend: „Was wir nun machen ſollen, fragſt Du? Jezt heißt es eben, ſich mit Grazie in das Unvermeidliche fügen.“

Ermüdet von der Reiſe zog ſich Bella, nachdem ſie einen kleinen Imbiß eingenommen hatte, in das Schlafzimmer zurück. Wilford wollte noch allein mit ſeinen Gedanken ſein und er entſchuldigte ſich bei ſeiner Gattin mit dem Vorwande, daß er noch eine dringende chemiſche Unterſuchung zu machen hätte.

Erbittert und rathlos, wie er nun ſeine Gläubiger beſchwichtigen ſolle, warf er ſich in einen Fauteuil und ſtarzte tief ſinnend ins Leere.

Plötzlich ſprang er auf, ſein Haar ſträubte ſich vor Entſetzen, ſchmeres Stöhnen entrang ſich ſeiner Bruſt.

Fest an die Scheibe des Fenſters gedrückt, tauchte vor ihm wieder das geheimnißvolle, grauenhafte Haupt auf, das er zum erſtenmale in der Todesnacht der jungen Fremden im Hauſe der Frau Smith geſehen hatte.

Achtes Kapitel.

Im Seebade.

Sieben Jahre waren ſeit dem Tode des Baronets Harcourt verfloſſen.

Der junge Baronet war herangewachſen und Lady Emmu zur Jungfrau herangeblüht.

Lady Harcourt lebte nur ihrer beiden Kindern Frank und Emmu.

Der junge Baronet Frank war ſo raſch aufgeſchoſſen, daß die Lady ihre Beſorgniß ihrem nunmehrigen Hausarzte Doktor William Burns nicht verſchweigen zu dürfen glaubte.

Dr. William lachte herzlich über die durch nichts gerechtfertigte Angſt der Lady und empfahl ihr, mit den Kindern das Seebad Seaford für einige Monate zu beſuchen, an deſſen Strande der junge Baronet ſich den ganzen Tag nach Herzensluſt herumtummeln ſolle. Auch der Lady und ihrer Tochter Emmu würde die erfriſchende Seeluft beſtens bekommen.

Die elegante Welt Londons ſchien ſich in Seaford Rendezvous gegeben zu haben. Ein schöner Tag hatte die Badegäſte an den Strand gelockt, wo ſich bald ein großer Korſo entwickelte.

Eine Gruppe junger Mädchen feſſelte die Aufmerkſamkeit der Promenirenden, ſie plauderten, ſcherzten und ſchienen ein ganz beſonders intereſſantes Thema zu behandeln.

„Ich kann nur wiederholen,“ ſagte eine junge Blondine, „daß ich die Damen geſtern bei der Abendmuſik zum erſtenmale geſehen habe. Mama und ich ſaßen ihnen gegenüber und wir waren ganz erſtaunt, als er wie ein guter Freund zu ihnen trat.“

„Daran iſt doch nichts zu verwundern,“ erwiderte eine junge Dame von hoher und eleganter Erſcheinung, „Sir Francis Burns iſt ja der Sohn eines berühmten Arztes und ſelbſt ſchon Arzt; eine der beiden Damen wird vielleicht eine Patientin geſeſen ſein.“

„Sie müſſen jedenfalls von ſehr vornehmer Herkunft ſein, denn ſie beobachtet im Verkehre eine ſehr ſtolze Reſerve,“ bemerkte die junge Blondine

„Das hat nichts zu bedeuten, meine Beſte,“ erwiderte ſie, hinwerfend die elegante Dame, „reiche Geſchäftsleute gefallen ſich wenn ſie auf Reiſen gehen, gerne darin, ſich auf die elegant Welt hinauszuplätzen.“

„Nein, nein, Miß Baugham,“ ſiel ihr eine andere junge Miß in die Rede, „die Damen ſind gewiß von Abel. Ich ſah ſie geſtern in eleganter Equipage mit zwei reich ſtorirten Lohn dienern fahren.“

„Man bekommt im Kurhauſe Equipagen mit Bedienten ausgeliehen, ſo viel man nur will,“ antwortete Miß Baugham, die ſich plötzlich von ihrer Geſellſchaft abwendete und auf den Promenadenweg hinabſah.

Da kam ein junger Mann des Weges, der der Gruppe der Damen näher ſchritt. Es war Francis Burns.

Wie hatte ſich der Jüngling im Verlaufe der wenigen Jahre verändert, er war ein junger Mann geworden, und wie die jungen Damen einſtimmig zugaben, ein schöner Mann.

Dr. William Burns, ſein Vater, hatte ſich in London einen glänzenden Ruf errungen. Er war einmal zu einer plötzlich erkrankten Prinzessin des königlichen Hauſes gerufen worden und ſeine ausgezeichnete Behandlung trug ihm den erblichen Ritterſtand und die Ernennung zum königlichen Leibarzte ein. In ſeinem Glück war aber Dr. William der ſchlichte, ſparſame Mann geblieben und ſo gelang es ihm bei ſeiner großen Praxis, bald ein Vermögen anzuhäufeln, welches die Zukunft ſeiner Frau und ſeines einzigen Sohnes und Erben glänzend ſicherte.

Und dieſer Erbe ſchien es allen jungen Damen in Seaford angethan zu haben, denn wo er ſich zeigte, ſchlügen ihm die jungen Herzen entgegen.

Lady William Burns war noch immer leidend und ihr Gatte verordnete ihr, ſich in der Seeluft von Seaford zu ſtärken. Sir Francis ließ es ſich aber um keinen Preis nehmen, ſeine Mutter zu begleiten.

Den jungen Damen mit höflichem Gruße einen guten Morgen wünſchend, trat er auf ſie zu. Er hatte nur wenige Worte geſprochen, als er ſich von rückwärts feſtgehalten fühlte. Ein kleiner Junge in einfachem Matroſenanzuge hatte ihn an den Rockſchößen gefaßt.

„Ah, Du biſt es, Frank, wo kommſt Du her?“ rief Francis ſich umwendend.

„Mama iſt dort unten, ſie ſagte, ich möchte zu Ihnen laufen,“ erwiderte der Knabe munter lachend.

Francis hatte ihn zu ſich emporgehoben und mit einem herzhaften Kuſſe auf ſeine Schulter geſeßt.

„Sir Francis,“ fuhr er fort, „Emmy ſagte mir, ich ſoll Ihnen mittheilen, daß Nachrichten aus der Stadt da ſind und —“

„Wie, Emmy iſt da?“ rief Francis und eilte von den Damen weg, daß ihm der kleine Frank kaum zu folgen vermochte.

In einiger Entfernung ſtand ein junges Mädchen und zog mit der Spitze ihres Sonnſchirmes Linien in den Sand. Ein weißes einfaches Mouſſelkleid umhüllte ihre zarte Geſtalt von mittlerer Größe. Ihre Haltung zeigte natürliche Grazie und Eleganz. Als ſie Francis herankommen ſah, ſpielte ein glückliches Lächeln um ihre Lippen und ſie erröthete ſanft.

Die innigſte, reinſte Liebe hatte dieſe Menſchenleben zu einander geführt.

Mit dem Eintritte des Dr. William Burns in das Hauſe der Lady Harcourt als Hausarzt der Familie des verſtorbenen Baronets war ein freundschaftlicher Verkehr der Lady Harcourt, welche ſich ganz von der großen Geſellſchaft zurückgezogen hatte, mit der Gattin William Burns angebahnt, der auch Emmy und

Francis einander näher brachte und das Gefühl der kindlichen Zuneigung in Liebe verwandelte.

Francis streckte freudig Emmy seine Hand entgegen und sagte: „Ich bin überglücklich, Emmy, Sie hier zu sehen, denn ich durfte Sie ja nicht erwarten, da sich Ihre Mama unwohl fühlte.“

„Meine Mama entschloß sich doch wieder, auf ein Stündchen sich im Freien zu ergehen, sie hat mit Lady Burns einen kleinen Weg durch den Park gemacht,“ erwiderte Emmy mit einem glücklichen Blick auf Francis. „Ich wollte Ihnen auch mittheilen, daß wir einen Brief von Ihrem Papa erhalten haben.“

„Was schreibt er?“ frug Francis hastig.

„Er hatte endlich die gewünschte Information über die Bäder in Deutschland erhalten, die er Mama schon lange empfohlen hatte.“

Erregt sagte Francis: „Aber die Lady wird doch jetzt nicht abreisen wollen, das wäre ja entsetzlich!“

Die Aufregung, mit welcher der junge Mann diese Frage gestellt hatte, machte Emmy glücklich. „Es ist nicht so schlimm,“ sagte sie herzlich, „Mama hat meine Schwester Mary eingeladen, da werden wir wohl noch mindestens sechs Wochen hier bleiben.“

Francis küßte Emmy die Hand und wollte eben seiner Freude über die Ankunft Lady Mary's Worte verleihen, als eine Stimme seinen Namen rief.

Miß Vaughan hatte, als Francis sich so plötzlich von ihr entfernte, von einem Strandstuhle gedeckt, Francis und Emmy unauffällig beobachtet.

„Ich höre doch hoffentlich nicht, Sir Francis, wenn ich mir erlaube, von Ihrem ritterlichen Dienste Gebrauch zu machen?“ sagte sie, während ihre Stimme zitterte.

„Durchaus nicht,“ entgegnete Francis, indem er die Damen gegenseitig vorstellte: „Miß Helen Vaughan — Lady Emmy Harcourt.“

Zwei steife Verbeugungen bildeten den Gruß, den sich beide Damen boten.

„Sie entschuldigen, Mylady,“ sagte Francis zu Emmy, „daß ich mich entferne, ich habe Miß Vaughan angeboten, sie zu meiner Mutter zu begleiten.“

Wieder zwei steife Verbeugungen und Emmy kehrte zu ihrer Mutter zurück, die sich in Gesellschaft der Frau Delcy, einer Dame aus London, befand.

„Du siehst müde aus, liebe Emmy,“ begrüßte die Lady ihre Tochter. „Möchtest Du vielleicht nach Hause gehen?“

„Ich bin nicht müde, Mama,“ erwiderte Emmy mit freundlichem Grusse gegen Frau Delcy, „aber Frank dürfte es sein, denn er gräbt so eifrig im Sande, daß ihm Jaß gar nicht nachkommen kann.“

„Das ist Frank ganz gesund,“ entgegnete die Lady. „Du weißt ja, daß es ihm Sir William Burns ganz besonders empfohlen hat.“

„Sir William Burns?“ unterbrach Frau Delcy. „Sind Sie persönlich mit ihm bekannt?“

„Gewiß, unsere Familien sind schon seit Jahren miteinander befreundet.“

„Welch glücklicher Zufall!“ rief Frau Delcy. „Ich möchte Mylady bitten, mich gelegentlich mit Lady Burns bekannt zu machen. Der junge Sir Francis Burns,“ fuhr die redselige Frau fort, „ist wirklich ein reizender Mensch; der wird auch nicht ohne Herzenswunde von hier fortgehen.“

Lady Harcourt blickte erstaunt auf, stüchtig erröthend frigelte Emmy Figuren in den Sand.

„Miß Helen Vaughan, ein bildschönes Mädchen,“ setzte Frau Delcy ihren Klatsch wieder fort, „ist zum Sterben in den jungen Sir verliebt; man munkelt sogar, daß sie schon miteinander verlobt seien. Es heißt zwar, daß der General Vaughan, ein gar stolzer Herr, eine Heirath nicht zugeben würde, weil Sir Francis nur ein Doktor ist. Ich glaube aber, daß Miß Helen den Papa schon noch umstimmen wird, denn sie soll sich ja in Liebe für Sir Francis förmlich verzehren.“

Es begann kühl zu werden, Lady Harcourt brach auf und schickte Emmy hinab zum Strande, um den Bruder zu holen.

Die Erinnerungen der geschwägigen Frau hatten auf Emmy einen tiefen Eindruck gemacht, denn jetzt erst, wo ihr die Gefahr drohte, Francis verlieren zu müssen, fühlte sie, wie unendlich sie ihn liebte.

Neuntes Kapitel.

Einst und jetzt.

St. Wingate hatte sich gewaltig verändert, das Städtchen machte jetzt mit seinen Neubauten und neuen Straßenzügen einen fast großstädtischen Eindruck. Mary hatte kein Interesse für diesen Aufschwung der Stadt. Außer mit ihrer Schwester Bella und der Familie Burns verkehrte sie fast mit Niemandem. Der Gedanke an ihre Schwester Alice drückte sie nieder. Alle Nachforschungen waren resultatlos geblieben. Mary hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihre Schwester als Todte betrauern zu müssen.

Weniger tragisch nahm Bella diese Angelegenheit, zumal sich auch in den Verhältnissen ihres Gatten eine erfreuliche Veränderung vollzogen hatte.

Der alte Dr. Wilford war plötzlich gestorben und sein Sohn trat in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens, von welchem Lady Bella den ergiebigsten Gebrauch machte.

Mary war eben mit einer Stickerei beschäftigt, welche als Geschenk für Lady Harcourt bestimmt war, als der Postbote ihr ein Expressschreiben ihrer Stiefmutter überbrachte. Angstvoll öffnete sie den Brief und las:

„Theuerste Mary, bitte, kommen Sie sofort zu uns nach Seaford, es handelt sich um Emmy. Erschrecken Sie nicht, Liebste, Emmy und wir Alle sind wohl; ich brauche aber dringend Ihren Rath in einer hochwichtigen Angelegenheit. Es umarmt Sie Eliza.“

Mary rief Susanne zu sich. „Um drei Uhr geht der Zug nach Seaford ab, wir reisen mit diesem Zug ab.“

Der Wagen Lady Bella's fuhr in diesem Augenblick am Hause vor. Bella stieg rasch aus, eilte in Mary's Zimmer und rief ohne jeden Gruß: „Du mußt mir Deine Susanne abtreten!“

Mary schaute sie erstaunt an.

„Weißt Du denn auch, was mir die neue Hofe angeht?“

„Was denn?“ fragte Mary.

„Sie hat mein schönes, goldfarbnes Profattuch zum Färber gegeben. Heute Morgen bekam ich's zurück, ich sage Dir, ein grauschwarzer Lappen mit Metallfäden durchzogen. Ich hätte die Person erwürgen können; darum muß sie aus meinem Hause und Du mußt mir Susanne überlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die photographirte Welt.

Ein berühmter Kriminalist that einmal einen berühmten Ausspruch: „Man gebe mir vier Zeilen von der Hand eines Menschen und ich bringe ihn an den Galgen.“

Heute müßte die Formel geändert werden; sie müßte heute lauten: „Man gebe mir die Photographie eines Menschen und ich bringe ihn aufs Schaffott.“

Das Photographiren ist eine Epidemie geworden. Zu Wasser und zu Lande, in den Wolken und unter der Erde, bei Tische und auf Reisen, in Volksversammlungen, in der Kirche, auf Hochzeitsmählern wird photographirt. Die lichtempfindliche Platte ist überall wie das Gewissen und die Wangen; sie sieht alles, sie weiß alles, sie hat aus dem orientalischen Märchen von dem allgegenwärtig machenden Ring eine europäische Wirklichkeit gemacht. Eine Sündfluth von Kollobium ergießt sich über das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, die Negative häufen sich zu Vorrathsspeichern, das Auge des Objectivs dringt durch die Mauern der Privathäuser und, mit Röntgens Hilfe, sogar unter unsere Weste, unsere Oberhaut und unser Zellgewebe.

Wie ganz anders werden künftige Historiker die Geschichte unserer Zeit schreiben können, als unsere Historiker die Geschichte vergangener Jahrhunderte. Ist es nicht ein empfindlicher Mangel psychologischer Geschichtserklärung, daß wir nicht wissen, mit welcher Miene Adam das Paradies verließ, mit welchem Fuß Cäsar zuerst den Rubikon überschritt, von welcher Klasse das Huhn war, das Heinrich IV. von Frankreich jedem seiner Unterthanen am Sonntag im Topfe wünschte? Hätte man damals die Momentphotographie gehabt, so würde man über diese und ähnliche wichtige „documents“ nicht im Unklaren sein, wie künftige Historiker nicht im Unklaren sein werden über den allmählichen Alterschwund der drei Haare Bismarcks, über die Form der Nase, die dem vereinigten Europa vom Großtürken gedreht wird,

oder über die Storchbeine der five sisters Barrison. Die wichtigste Persönlichkeit, das unbedeutendste Monument, die gleichgültigste Szene wird in tausenden von Exemplaren reproduziert und so zerreißbar jedes einzelne dieser kleinen Blättchen mehr oder weniger empfindliche Papier sein mag, ihrer sind so viele, daß selbst ein allgemeines Erdbeben diese Zeugnisse vom Leben der Gegenwart nicht nennenswerth vermindern könnte.

Der photographische Apparat ist auch noch ein Forschungseisender.

Er bringt in die entlegensten Länder, besucht die unbehütetsten Städte, bringt von jeder einigermaßen sichtbaren Erhöhung über das Niveau der Erde einen Haufen Gleiches mit und — beraubt das Reisen aller und jeder Ueberraschung.

Wer hat noch Lust, nach Venedig, Kairo, Petersburg, Notohama oder dem Grunewald zu reisen, wenn er das alles bildlich vor Augen hat? Man braucht bloß den Knopf eines stereoskopischen Apparats ein paarmal zu drehen, dann macht man in fünfzehn Minuten eine Reise um die Erde.

Sonst stielte man sich den Mont Blanc einigermaßen groß und imposant vor. Jetzt geht man ins Panoptikum und sieht sich auf mehreren Blättchen Papier einige weiße und graue Flecke an: „Ah das ist der Mont Blanc! Das ist Alles? Meiner Seele, es lohnt sich nicht, das in der Nähe anzusehen.“ Oder man sieht sich ein Panorama des Canal grande oder der Einfahrt in den Hafen von New-York an: „Hübsch, sehr hübsch! Na, nu kennen wir's; was kann uns eine Eisenbahnfahrt von 37 Stunden oder zehn Tagen Ueberseedampfer mehr noch geben?“

Du meinst, geliebter Leser, das Reisen biete doch noch mehr als die Photographie? Pardon, soll ich dir die Ueberflüssigkeit des wirklichen Reisens beweisen? Z. B. nach Italien.

Da nimmst du zuerst einen kinematographischen Apparat, der einen tausenden Eisenbahnzug darstellt. Das wird dir mit einer schädlich vollendeten Wirklichkeitstreue vor Augen geführt. Da kannst du dir — viel billiger als in der Wirklichkeit — einen Abtheil erster Klasse wählen, ja du kannst sogar, was in der Wirklichkeit niemals möglich ist, ohne ein komplizirtes System abgefeimter Bestimmungen, allein in dem Koupee sein, in dem Hochgenuß schweben, alle deine reisenden Mitmenschen ausweisen, hinausgeworfen, verbannt zu haben. Du brauchst bloß die Photographie eines vollen Koupees durch die Photographie eines leeren Koupees ersetzen zu lassen. Ziehst du aber Schlafwagen vor, so wird dir auch ein solcher in den Zug einrangirt.

Und nun sagst du dir: „Jetzt bin ich auf der Fahrt nach Basel.“

„Sprechen wir nicht von der Landschaft; von der Eisenbahn gesehen sind alle Landschaften ziemlich gleich.“

Verlangst du aber doch — als hartnäckiger Realist oder vielmehr Illusionist — eine Brise Landschaft, so kannst du auch die haben. Nichts leichter als das. Aus dem ungeheuren Vorrath von Photographien stellst du dir eine Folge von Bergen, Ebenen, Klüssen, Seen, Auen und Wäldern zusammen, die den Vorzug haben, so schön zu sein, wie du dir die ferne Gegend vorgestellst hast.

Dann kommen die Aufenthalte. Da giebt es denn Photographien mit den verlockendsten Büffets, eine ganze Kellnerschaar begrüßt dich auf der Schwelle.

Dank diesem System hältst du in Frankfurt, in Heidelberg, in Freiburg u. s. w., die Städte deren Panorama hundertfach photographisch aufgenommen ist und deren Merkwürdigkeiten und Schönheiten du photographisch viel eingehender besichtigst kannst als in Wirklichkeit während des viel zu kurzen Aufenthalts.

So kommst du in Basel an.

Von der Schweiz spreche ich nicht. Von einem Lande zu sprechen, in dem man jede Erdpalte und jede Ruhglocke photographirt hat, ist überflüssig.

Blötzlich siehst du dich in Genua.

Hier gehst du von der Natur zur Kunst über und zu den romantisch-historischen Erinnerungen. Du betrachtest die alten Paläste und die Monumente des Kirchhofs. Du bekommst aber noch viel mehr zu sehen, als der, der wirklich nach Genua geht. Dieser arme Mann sieht nur, was da ist; du siehst auch, was nicht da ist. Der Kirchhof wird für dich lebendig; die alten Nobilitäten stehen auf. Du siehst Fiesco und seinen Schritt, den die Blinden erkannten; dir werden die fünf verschiedenen Mantel gezeigt, an denen Verrina geriet, als er die historischen Worte sprach: „Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach.“ Drängen

hinter dir noch viele andere Zuschauer am Apparat, so brauchst du dich nur umzudrehen und grob zu werden, um auch die „deutschen Gieße“ zu besuchen, von denen Schiller in seinem „republikanischen Trauerspiele“ spricht. Das hat der wirkliche Genabesucher nun schon gar nicht. Bei der Besichtigung des Palaßes der Doria zeigt man dir den alten Verbi am Klavier, wie sein Finger durch die Saiten meistert. Das kriegt man in Genua auch selbst nicht zu sehen. Ja, du erlebst das Wunder, das jener Amerikaner vergeblich verlangte, der, als man ihn vor Kolumbus Bildsäule führte, fragte: „Lebt er noch?“ und durchaus wissen wollte, wieviel er hinterlassen hat. Für dich lebt Kolumbus noch. Eine Bilderreihe zeigt ihn dir von dem Moment an, wo er in einer genuesischen Wiege geboren wird, bis zu dem Moment, wo er im Kloster La Rabida sein müdes, von Enttäuschungen und Himmelsstügen lodtmattes Haupt zur Ruhe legt.

Von Genua geht's nach Mailand, Venedig, Bologna, Pisa, Florenz, Rom, Neapel, Messina, Palermo. Ueberall entzückst du dich an den Werken der Natur. Die Typen der Einwohner sind gesammelt; du kannst dich an ihrer malerischen Erscheinung erfreuen, ohne Trinkgelder verteilen zu müssen und mit Hilfe eines Taschenlexikons italienisch zu radbrechen. Auch die Hotells sind photographirt, die deutschen, die englischen, die französischen, sowie die echt national-italienischen, alle mit ihren Kellnern, Portiers, Köchen, Stubenmädchen, Facchinos, Cocchieri, Flöhen und Mosquitos, nur nicht mit ihren theuren Preisen und ungenießbaren Speisen.

Hat dir die italienische Reise gefallen, kannst du dich nach ferneren Ländern einschiffen, nach Montevideo, nach Sanibar, nach Japan, nach dem Mond oder gar nach dem Mars.

Es giebt photographische Ozeane von jedem Anblick: solche mit spiegelglatter Oberfläche, andere mit gefräuleter, wieder andere mit stürmischer. Die ganze erhabene, chromatische Tonleiter des Meeres wird dir vorgeführt. Alles ohne Seefrankheit. Welch eine Wonne, Kairo ohne Hitze, Granada ohne Staub, London ohne Nebel, Paris ohne Chauvinisten zu sehen!

Und wenn du dennoch die wirkliche Reise vorziehest (wie ich übrigens auch), so wird man dir sagen, du hättest ganz und gar keine Einbildungskraft.

Ja, die Photographie kann einem zuweilen Unannehmlichkeiten zuziehen, so zum Beispiel den Herren Verbrechern.

Durch die Bemühungen des Erfinders der Anthropometrie, Herrn Jacques Bertillon, und seiner Schüler, ist es gelungen, nicht weniger als sechsundfünfzig Arten zu finden, um die Physiognomie der Verbrecher festzuhalten, ohne daß man zu rufen brauchte: „Jetzt, bitte, nicht rühren!“ und: „Jetzt, bitte, recht freundlich!“

Es scheint nämlich, daß die Verbrecher sich sehr gern rühren, und zwar ungeberdig, und daß sie selten ein freundliches Gesicht machen; die Mehrzahl bleibt gegenüber den Reizen jeder Art von Dunkelkammern, der photographischen wie der gefänglichen, völlig unempfindlich.

Sie schneiden Gesichter, um weniger leicht erkannt zu werden, sie machen Muskelverzerrungen, die zu den schwierigsten mimischen Kunststücken gehören, aber, siehe da, es findet sich immer ein Moment, wo man die Aufmerksamkeit des Verbrechers von seinem Miensspiel abziehen kann, und in diesem Moment genügt der leichte Fingerdruck auf einen Knopf, um im Scheine eines Zehntelsekunde dauernden Blitzlichts das wahre Antlitz des Verbrechers auf die Platte zu bannen.

Es giebt indessen einen Fall, den die Anthropometrie nicht vorausgesehen, nämlich den Fall, daß die Verbrecher im Gegentheil die ganze Zeit posiren wollen. So zum Beispiel die Gelbinnen der Liebestragödin, für die das unter Umständen eine große Sache ist, so ausführlich photographirt zu werden; sie würden Bilder liefern müssen und wollen in Straßentoulette und Négligé, mit und ohne Hut, mit und ohne Coiffure u. s. w., denn in jeder dieser Situationen bieten sie unzweifelhaft ein anderes sorgfältig einstudirtes Bild.

Bis jetzt hat trotz aller Bemühungen die Photographie der Kriminalistik keine sehr hervorragenden Dienste geleistet; sie hat sogar öfters irre geführt. Wie man nach dem bekannten Wort von Bismarck mit den Zahlen der Statistik alles beweisen kann, so kann man mit den beiden modernsten Hilfsmitteln der Kriminalistik, der Schriftvergleichung und der Photographie, alle Anklagen unterstützen, oder, wie ich im Eingang zu sagen die Ehre hatte, jeden aufs Schaffot bringen.

Ein Gelehrter hat die Idee gehabt, Platten übereinander zu legen, die die verschiedenen Mitglieder einer und derselben

Familie darstellen, um so eine „Resultante“ zu erhalten, die keinem einzelnen mehr ähnlich steht. Er folgert daraus, daß das dann der Familientypus sei. Nach dem römischen Rechtsgrundsatz „pater semper incertus“, der ja allerdings nach der Ansicht der deutschen Familienblätter in der Neuzeit auf die französischen Sittenromane und Sittendramen beschränkt ist, dürfte diese Methode, vorausgesetzt, daß sie überhaupt eine menschenähnlich aussehende „Resultante“ ergibt, doch manchen Fehlerquellen ausgesetzt sein; auch dürften die Nachkommen in einer Familie niemals nach der Mutter schlagen. Man sieht, die Theorien gelehrter Männer sind manchmal recht zweifelhafter Natur.

Ein anderer kollationirt wieder Photographien von Ehepaaren aus verschiedenen Zeiten ihrer Ehe, um zu beweisen, daß am Ende einer gewissen Dauer des ehelichen Lebens Mann und Weib einander ähnlicher noch werden als die Geschwister.

Das ist eine sehr hübsche, beinahe sentimentale Entdeckung; schade nur, daß sie niemals Anwendung finden kann auf die Mormonen, noch auf die orientalischen Völker, die in unheilbarer Polygamie leben.

Ich verzichte indeß darauf, alle Anwendungen der Photographie aufzuführen, die es giebt. Das wäre ein zu schwieriges Unternehmen. Noch viel mehr verzichte ich darauf, die Anwendungen zu schildern, die in naher Zukunft drohen, denn ihrer ist Legion, und seit Professor Röntgens Entdeckung kann man wörtlich behaupten, daß sie das unterste zu oberst zu kehren sich anschickt.

Es wird eine strategische Photographie geben, die die Operationen der Gegner enthüllen wird.

Es wird eine malerisch-kompositorische Photographie geben, die Löwen und Schimpanzen des Zoologischen Gartens abzieht, sie auf einen photographischen Himmelsgrund klebt, ein landiges Terrain dazu thut, und uns so die Illusion einer von fürchterlichen Bestien bevölkerten Wüste giebt.

Es wird eine Photographie der schlechten Scherze geben (oder es giebt sie vielmehr bereits), die den Kopf eines Würden-trägers auf den Kumpf eines Schafes oder eines Esels oder einer Bulldogge setzt, die auf den Leib einer gänzlich untoiletirten Venus oder auch selbst einer weniger vornehmen mythologischen Person den Kopf einer bekannten Dame plazirt und andere kompromittirende Zusammenstellungen ersinnt. Wer kann alle Möglichkeiten voraussehen, mit denen die Photographie das zwanzigste Jahrhundert ungemüthlich machen dürfte? Wer kann alle Gruppen von photographirenden Professionisten und Amateurs aufzählen, die, härter als Josua, die Sonne in eine Flasche einsperren, und die Welt erobern, statt mit Blut und Eisen, mit Nitrat und Kollobium?

Nur eine Gruppe möchte ich von allen diesen erwähnen, die seltenste, und möchte wünschen, daß sie im nächsten Jahrhundert nicht ganz ausstirbt: das sind die Photographen, die treffen.

Allerlei.

Wiedervermählung der geschiedenen Gräfin Larisch-Mönnich, Nichte der Kaiserin von Oesterreich. Nachdem soeben erst die Scheidungs-Angelegenheit der Nichte und Palastdame der Kaiserin von Oesterreich Gräfin Marie von Larisch-Mönnich, geb. Freiin von Wallersee, so viel Staub aufgewirbelt hat, kommt aus München die überraschende Kunde, daß die Gräfin die feste Absicht habe, sich mit dem Kammerjäger Brucks, dessen Name bereits gelegentlich der Scheidung genannt worden war, zu vermählen; allerdings ist noch nicht bekannt, ob die Gräfin den Dispens des Papstes erlangt oder zum evangelischen Glauben übertreten wird. Gräfin Larisch, die als einzige Tochter des Herzogs Ludwig in Bayern und seiner ersten Gemahlin, der ehemaligen Schauspielerin Henriette Mendel im Jahre 1858 geboren wurde, soll eine tiefe Neigung zu einem Erzherzoge gehegt haben, die aber — da er Maltheserritter war — zu keiner Vermählung führen konnte. Sie heirathete 1877 den Grafen Larisch. Als junges Mädchen und auch noch in der ersten Zeit ihrer Ehe hatte sie sich sehr viel mehr zu den Verwandten ihres Vaters hingezogen gefühlt. Sie galt für die Lieblings-Kousine des Kronprinzen Rudolf, der Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, der Erzherzogin Gisela. — Als sie aber in ihrem Hause den Verkehre des Kronprinzen Rudolf mit ihrer Freundin, der Baronesse Bethera, beschäfte und überhaupt in diesem traurigen Drama eine Rolle spielte, erlittete besonders die Zuneigung der Kaiserin von Oesterreich für ihre schöne Nichte. Die Gräfin konnte nicht gut mehr in Wien bleiben, und so lebte sie abwechselnd auf Schloß Schönstein, auf Reisen oder — in München. Dort verlebte sie plötzlich nur noch sehr wenig mit den in München

lebenden nahen Verwandten von ihres Vaters Seite. Sie ließ sich weder in der Familie ihres Onkels, des Herzogs Karl Theodor in Bayern, des bekannten Augenarztes, noch der Prinzessin Althons oder Prinzessin Leopold mehr sehen; dagegen pflegte sie plötzlich den Verkehr mit den Verwandten ihrer 1891 verstorbenen Mutter, und auch als ihr im Alter von 61 Jahren stehender Vater sich mit der 20jährigen Tänzerin Antonie Barth (Frau von Bartok) wiederermählte, schloß sie sich ihrer dreizehn Jahre jüngeren Stiefmutter sehr an. Der Ton soll so frei gewesen sein, sie selbst so jeder Etiquette gespottet haben, daß ihre Verwandten, u. A. auch die Königin von Neapel, ihre Tante, ihr Vorfstellungen machten, die alle vergebens waren. — Nach der Geburt ihres jüngsten Kindes (Graf Carl geb. 1894) zog sich Graf Larisch fast ganz von seiner Gemahlin zurück und im November vorigen Jahres wurde die Scheidung der Ehe ausgesprochen, die sich so unglücklich gestaltet hatte. Die vier ältesten Kinder, von den Franz (Bathe des Kaisers von Oesterreich) und Marie Valerie (Bathenkind der Erzherzogin Franz Salvator) erwachsen sind, wurden dem Vater zugesprochen. Der jüngste Sohn blieb der Mutter; diese blieb trotz mannigfacher Redereien in München und mit dem Kammerjäger Brucks in ständigem Verkehre, so daß die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung kaum überraschen kann.

Einer, der das Herz nicht auf dem richtigen Flecke hat. In das öffentliche Krankenhaus von Florenz wurde vor einigen Tagen der 64jährige Bäckermeister Ferdinando Picchianti aufgenommen, weil er an Wasser sucht litt. Zu ihrem großen Erstaunen stellten die Aerzte an dem Kranken fest, daß er sein Herz nicht auf der linken, sondern auf der rechten Seite der Brust habe. Da diese Ercheinung zu den größten Seltenheiten gehört, so will man an dem Kranken umfassende Versuche mit Röntgenstrahlen anstellen, um möglichst von seiner ganzen inneren Structur ein deutliches Bild zu gewinnen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Ein vielversprechendes Unternehmen ist neuerdings von dem Verlage von L. Franckenstein in Breslau in die Wege geleitet worden. Aus der ungeheuren Zahl unserer zeitgenössischen Novellistiker sollen die Arbeiten der hervorragendsten unter ihnen ausgewählt und in monatlich erscheinenden Bändchen gesammelt und herausgegeben werden, um auf diese Weise dem großen Publikum leicht und bequem zugänglich gemacht zu werden. Jedes Bändchen ist für den enorm billigen Preis von 50 Pf. broschirt, 75 Pf. gebunden in allen Buchhandlungen zu beziehen. Uns liegt der 1. Band dieser Sammlung, die den Titel „**Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik**“ führt und von Lothar Schmidt redigirt wird, vor; er enthält eine überaus spannende Novelle des beliebten Wiener Schriftstellers Arthur Schnitzler, der durch sein Drama „Liebelein“ neuerdings so viel von sich reden gemacht hat; zwei interessante Dorfgeschichten der geistvolle Marie Janitschek und eine Charakterstudie aus der Feder Carl Buskes, des erklärten Lieblings unserer Badische. Der jugendliche Dichter hat hier ganz neue Wege betreten und ein überaus heikles Thema gewählt, das er mit großem Freimuth durchführt, bei dem er aber in seiner Charakterführung weit energischer und strenger vorgeht, als wir es bisher von ihm gewohnt gewesen. Ist auch die Skizze als Lektüre für junge Mädchen nicht gerade empfehlenswerth, so wird sie den ausgereiften Menschen doch sicherlich sehr interessieren. Auf die weiteren Bände der Sammlung darf man gespannt sein, wir hoffen noch wiederholt darauf zurückkommen zu können.

— **Alwin Schulz, Kunstgeschichte.** Verlag von G. Grote, Berlin. Von diesem großen Werke ist kürzlich die 15. Lieferung erschienen, welche sich den vorübergehenden in jeder Beziehung auf's Würdigste anreicht. Sie beschäftigt sich des Weiteren mit der Kunst der Babylonier und Assyrer und führt uns insbesondere in die chaldäische, babylonische und assyrische Plastik ein, mit deren Denkmälern sie durch vortreffliche Abbildungen und in ausgezeichneten Textillustrationen uns in Wort und Bild bekannt macht. Der Lieferung sind zehn prachtvoll ausgeführte Tafeln beigelegt, von denen zwei altägyptische Wandmalereien darstellen, bei denen mit großem Glück und feinstem Verständniß versucht worden ist, die herrlichen Farbentöne, in denen der Färbung nach einst die Originale hergestellt worden sind, wiederzugeben; die übrigen Tafeln zeigen antike Bauten und Marmor-Reliefs aus Persien und Mesopotamien, z. Th. rekonstruirt, z. Th. in ihrer heutigen Ruinengestalt. Wir können nur immer wieder das Abonnement auf dieses große und jedem Kunstfreund sicherlich hochwillkommene Werk aufs Wärmste empfehlen.

— Die bei G. D. Baedeker in Offen-Muhl erschienene Broschüre über „**Schönwälderschreiben**“, v. Direktor Rudolf Schreiber in Offen-Muhl herausgegeben, in 10—12 Stunden durch Selbstunterricht ohne Lehrer zu erlernen, ist wegen ihrer leicht faßlichen Methode, durch welche selbst die schlechteste und unleserlichste Schrift zu einer dauernd schönen und geläufigen umgebildet wird, allgemeiner Beachtung werth. Der Preis des elegant ausgestatteten Werkes beträgt nur sechzig Pfennig.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale, Leipzigerstr. 87)